8.00 9.00
15.00
24.00
20.00
18.06
6.00
...eck,
...Verfahrens
...erfordert täg-
...Zeit—Pros-
...beleiter aus
...sowie die
...über die
...w. Brach-
...sin. Unter
...nach vom
...tkap. zugs.
...Fahrer
...ert
...Sonnecke,
...Münster
...Dahmen:
...Poyker,
...ert.
...Fahrt
...Faust
...Bahn
...Fernsp.
...A. 3024.
...strasse 193
...Schmiedmann
...Schumacher
...Haus
...Geburth
...Sonnecke,
...Münster
...Dahmen:
...Poyker,
...ert.
...Uhr

verschwand im Nebenzimmer und begrüßte die geliebte Kranke, die erwacht war. Rudolf Dietrich war mit Anna allein. Er hielt ihre kleine Hand in der seinen und sah ihr tief in die blauen Augen, dann bot er ihr die Schlüsselblumen, die er gestern im Mondschein für sie gepflückt — „Himmelsschlüssel" nennt man sie, werden sie ihm der Schlüssel zu ihrem Herzen werden?

Was hätte wohl einst der Fabrikbesitzer Hilmar dazu gesagt, daß seine Familie und die des Gärtners Lentz, seines armen Nachbarn, zu einer werden würden? Ja, so ist es geworden, als Rudolf Dietrich, der Sohn Mariens, Anna Darbot, seiner Tochter Maria Kind, seine Enkelin Anna zur Ehe begehrte und bald hernach sie heimführte als sein trautes Weib, und es keinen glücklicheren Menschen auf Erden gab als Rudolf Dietrich. Als in den beiden kleinen Marien beim ersten dämmernden Erwachen ihrer Seelen die ausgesprochene gegenseitige Zuneigung sich offenbarte, die später zur unzerstörbaren treuen Freundschaft und Liebe wurde, da knüpfte der Herr daran seine Fäden für das, was er von Anfang an in seiner ewigen Weisheit für die Seinen beschlossen hatte.

Unter all den Glücklichen der Familie war wohl Maria Darbot die Glücklichste. Ihr Fuß und ihr armes sorgengequältes Herz hatte Ruhe in Mariens, in ihrer Kinder Haus gefunden, und ihre Seele war von stetem Lobe gegen den gnädigen, liebreichen Vater im Himmel erfüllt, der sie so wunderbar geführt. Arbeit gab es genug, darin hatte Marie recht gehabt, sie bekam aber wenig davon. Marie und Anna übernahmen alles, um sie zu schonen, sie sahen in Haus und Garten, in Küche und Keller nach dem Rechten, während sie, Maria, in dem Kreise ihrer Enkel saß und mit der seligen Lust der Großmutter sich fragte: Welches von den Sechsen ist dir das liebste? und mit dieser Frage nie ins Reine kam.

Ueber zwanzig Jahre lebten die beiden Marien in herzinniger Liebe und wahrem Glück, dann nahte die Scheidestunde, Maria ging heim.

Und wieder blühten die Syringen, wie sie geblüht, als man die Nachbarskinder, die beiden Marien, zur Taufe trug.

Mit der Sehnsucht im Herzen nach der vorangegangenen Freundin sitzt Frau Marie allein, eine welke zitternde Greisin, träumend sieht sie auf den Ring an ihrem Finger, den ihr Maria in der Abschiedsstunde einst gegeben: wie viel umschließt der kleine goldene Reif, welche Fülle von göttlicher Liebe! Sie wähnt sie heute noch zu sehen, wie damals unter den Syringenbüschen, die liebliche Gestalt im weißen Kleide, mit dem flimmernden Goldhaar, — sie sieht noch heute, wie sie lächelte — so lächeln Selige. — Und Marie lächelte auch, sie steht ja vor ihr, über ihr hebt sich ein Singen und Klingen, ihr wird so wohl ums Herz, — sie ist müde und schläft ein, — um nicht mehr zu erwachen. Ihre Sehnsucht ist gestillt, sie sind auf ewig vereint, die beiden Marien!

Eine sommerfestliche Stunde.

Von Kurt Meyer-Rotermund.

Wenn es wieder Herbst sein wird — der schon jetzt irgendwo im Nahen ist: die Rosen in den Gärten wissen's und neigen ergeben die Köpfe —, wenn wir erst wieder in den Zimmern sitzen und endlose Abende uns älter machen, dann werde ich dieses einen Sommernachmittags gedenken, wie eines stillen, heimlichen Festes.

Wundersam an jenem Sommertage diese Einsamkeit und doch diese Verschwisterung mit der Erde! Dieser Verwandtschaft ward ich so recht inne, als ich nicht mehr wanderte, kein Ziel mehr mich lockte in trügerische Ferne. Als mich nichts mehr trieb, als ich im Wiesengras lag gleich einem ruhenden Tier, — da ward ich eins mit allem, was meine Hände griffen, meine Augen sahen, meine Sinne begierdelos und träumend wahrnahmen und in mich einsenkten.

Halm mein Bruder, Wolke meine Schwester! Was in mir lebt, mich schwellen macht, so daß ich als unvergänglich mein Dasein fühle, das ist auch im Auge des Vogels, der vom Wegrande zu mir hetüberschaut. Und wenn der Wind den Blumen im Wiesengras zuflüstert, von wannen er kommt, verstehe auch ich seine Sprache, streift er an meinem Ohr vorüber. Und ist es nicht dieselbe Sonne, die dem Baum die Blätter und mir die Haare über der Stirn liebkost! Und werfe ich nicht denselben Schatten, wie mein Bruder der Baum?

Mögen sie nun kommen, die grauen Stunden der Verlorenheit, in denen ich, mir selbst fremd, ins Leere starre — jener Sommertag lebt in mir, ist in meinem Blute; mit ihm werde ich verbunden bleiben, mit ihm werde ich auferstehen. Zu einem ewigen Sommer!

Das Kindergebet.

Der nordische Märchendichter H. Ch. Andersen liebte die Kinder; das wissen alle: die großen und die kleinen, die mit ihm durch sein wundersames Märchenland wandern. Immer wenn Andersen von den Kindern erzählt, dann ist er ganz der liebe alte sonnige Großpapa, wie etwa in folgendem Geschichtlein aus seinem Bilderbuch ohne Bilder. Darin erzählt der Mond, der Freund aller Verliebten und aller Dichtersleute, auch, was er in einer Kinderstube gesehen. Das ist alles so traut und liebenswürdig, wie Richtersche Bilder oder Spitzwegsche Kostbarkeiten. Und Andersen läßt seinen Freund, den lieben runden Mond, erzählen:

„Ich liebe die Kinder". Zumal die Kleinen finde ich drollig. Manchmal blinzle ich durch einen Spalt im Vorhang in ihre Stube hinein, wenn sie gerade nicht an mich denken. Es macht so viel Spaß, zu beobachten, wie sie es anfangen, wenn sie sich allein ausziehen müssen. Da kommt erst eine kleine nackte Schulter aus dem Kleidchen hervor, dann ein Aermchen oder, wenn sie bei den Strümpfen anfangen, ein dickes, weißes Beinchen, zum Küssen niedlich. Heute abend guckte ich durch ein Fenster, vor das überhaupt kein Vorhang gezogen war, denn das Haus hatte kein Gegenüber. Da sah ich eine ganze Menge Kinder, alles Geschwister. Darunter war ein kleines Ding, knapp vier Jahr alt, aber das Vaterunser konnte sie schon beten wie die Großen. Die Mutter saß jeden Abend an ihrem Bett und hörte zu. Dann kriegte sie einen Kuß, und die Mutter blieb sitzen, bis die Kleine einschlief. Und das ging so schnell, wie sich die Augen nur schließen konnten. Heute waren die beiden ältesten Kinder ein wenig wild. Das eine, im langen weißen Nachtkittel, hüpfte auf einem Bein, das andere hatte die Kleider der Geschwister angezogen, stand auf einem Stuhl und sagte, es mache Denkmal, und die andern sollten klatschen. Das dritte und vierte legten die Wäsche ordentlich ins Kommodenfach. Das muß ja auch gemacht werden! Die Mutter aber saß an Nesthäkchens Bett und sagte, sie sollten endlich einmal still sein, denn Schwesterchen würde jetzt das Vaterunser beten.

Ich sah über die Lampe weg. Das vierjährige Ding lag auf weißen Kissen in seinem Bettchen, hatte die Hände gefaltet und machte ein ernstes, andächtiges Gesicht. Dann fing die Kleine an, laut zu beten. Plötzlich wurde sie von der Mutter unterbrochen: „Was ist denn das? Wenn du gebetet hast: Unser tägliches Brot gib uns heute, sagst du noch etwas, was ich nicht verstehen kann. Sag es einmal laut, ich will es hören." — Die Kleine schwieg und sah die Mutter ängstlich an. — „Also, was sagst du nach: Unser täglich Brot gib uns heute? Schnell!" — Ach, sei nicht böse, Mutti! Ich habe nur gebetet: Unser täglich Brot — und recht viel Butter drauf!"

Das war doch eine niedliche Geschichte", sagte der Mond.

Gedanken über die Ehe.

Von Franz Mahlke.

Eheringe sind goldene Tore zu düsteren Kerkern oder zu lerchendurchsungenen Frühlingshimmeln.

*

Ihr sollt nicht meinen, die Ehe sei nichts als ein Sonnenflug. Schatzgräber müßt ihr sein. Goldminen liegen selten zutage.

*

Der fühlt den Druck der Sielen nicht, den Frauenhände abends sanft entschirren.

*

Eine unkluge Handlung deines Lebenskameraden ist der untrüglichste Prüfstein für deinen eigenen Persönlichkeitswert. Sie sei dir ein willkommener Anlaß, den Sonntag der Seele zu verschenken.

*

In einer wahren Ehe gibt es kein Schuldbuch.

*

Rechte Frauen sind Priesterinnen im Tempel des Hauses, und ihre Hände sind heilige Schalen.

*

Erst wer im Du sein Ich gefunden, weiß um den Erdenhimmel.

—::—

Mehr Ritterlichkeit.

Schon Dante rühmt in seiner sechsten Kanzone die Ritterlichkeit — leggiadria, Galanterie — als vornehmste und erstrebenswerteste Tugend des Mannes, und unser edler Minnesänger Walther von der Vogelweide ruft der Jugend zu, daß sie „den Zaum straff ziehe", nicht nur gut von den Frauen sprechen, sondern ihnen „den Zoll ehrfürchtigen Grußes" darbringe und ihnen stets hilfreich und ritterlich zur Seite stünde.

Der Deutsche — besonders wenn er erst Ehemann geworden ist, hat es an Ritterlichkeit gegenüber den Frauen —wenigstens den eigenen — immer fehlen lassen. Wie oft sieht man ein Ehepaar den Eisenbahn- oder Tramwagen in dieser Reihenfolge verlassen: der Mann steigt als erster ab und geht weiter, ohne der ihm folgenden Frau die Hand zu reichen oder ihr ein Paket, eine Jacke oder dergleichen abzunehmen. Das ist keine Uebertreibung und Hunderte meiner Leserinnen werden gleiche oder ähnliche Beobachtungen gemacht haben: hoffentlich nicht bei ihrem Gatten! Ebensooft sieht man die Frauen die größeren Lasten schleppen, während sich der Eheherr, der ja des unvermeidlichen Stockes oder der Zigarre halber ohnehin schon nur eine Hand frei hat, mit einer leichten Handtasche oder einem Rucksäckchen begnügt. Man beachte auch Ehepaare im Verkehr untereinander und man findet in zahlreichen Fällen ein unliebenswürdiges Verhalten des Ehemannes, eine gewissermaßen selbstverständliche Unhöflichkeit der Gattin gegenüber, was sich in hundert kleinen Zügen bemerkbar macht, sei es, daß der Gatte zum Beispiel in einem Gasthaus zuerst Platz nimmt — natürlich den besseren! — zuerst die Speisekarte prüft, beim Sprechen die Zigarre im Munde behält, nach der Mahlzeit sich in die Zeitung vertieft, ohne von der Anwesenheit seiner Frau Kenntnis zu nehmen, usw. Bei spazierenden Ehepaaren sieht man oft den Mann der Frau einen halben Schritt vorangehen; an verkehrsreichen Straßenübergängen sucht der Herr der Schöpfung unbekümmert um seine sogenannte bessere Hälfte, das jenseitige Pflaster zuerst zu gewinnen. Gewiß soll der Mann seiner Frau vorangehen; aber mit gutem Beispiel, mit Liebenswürdigkeit, mit Wohlanstand und Ritterlichkeit, nicht als erster sich durchs Gewühl drängen, den besten Platz für sich beanspruchen und die Frau für sich allein sorgen lassen.

„Eheliche Eintracht ist eine zarte Blume; sie welkt schnell, wenn der Sonnenschein der Liebe oder die Nahrung der Hochachtung ihr mangelt" — hat Kotzebue schon 1805 gesagt, und auf einer alten Hochzeitsmedaille vom Jahre 1597 fand ich den Spruch:

„Ein Paar, in Trieb und Lieb,
Gebet und Arbeit gleich,
Wird von dem Herrn des Heils
Beglückt und segensreich."

Unsere Mütter müssen in der Erziehung ihrer Knaben schon darauf achten, daß diese den Mädchen zart und höflich entgegenkommen, sollen es vor allen Dingen nicht dulden, daß ein Junge wie ein kleiner Herrscher im Hause behandelt wird, daß er sich Unarten gegen Mutter oder Schwestern herausnehme, nein: daß er vielmehr sich immer bewußt bleiben muß, er sei als Knabe nicht ein Besseres im Hause als dessen weibliche Mitglieder. Hierin versehen es die deutschen Mütter leider allzu oft. „Ein Knabe, ihm selbst gelassen, schändet seine Mutter", hat schon Salomo gewarnt (in den Sprüchen 29, 15), aber wenn ihm von frühester Zeit an die Lehre eingepflanzt wird, daß er im anderen Geschlecht etwas Zarteres, Höheres, etwas allzeit Verehrungswürdiges zu erblicken habe, so ist in seinem Herzen der beste Grund für Ritterlichkeit gelegt.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
Es gibt so Wonniglichs nirgend anzuschauen
In Lüften noch auf Erden hier in allen grünen Auen",

singt Walther von der Vogelweide — darum, ihr deutschen Männer, ehret die Frauen, dann ehret ihr euch selbst; seid ritterlich, höflich, liebenswürdig zu den Müttern eurer Kinder! Richard Zoozmann.

Erlebnis meines Großvaters als Postillon.

Von Joseph Vogt

Dunkel war's. Die Nacht war weder von einem Sternlein, noch vom Monde erhellt. Ich fuhr mit meinem Postwagen, vor dem vier muntere Rosse trabten, durch einen Wald dem nahen Städtchen zu. Im Wagen war nur der Schaffner, sonst niemand. Immer weiter ging die Fahrt, nichts unterbrach die nächtliche Stille. Die Blätter der Bäume wiegten sich leise, wie im Schlafe, und nur hin und wieder flog ein Käuzchen mit heiserem Schrei durch die finstere Nacht. Ich selbst, auf meinem hohen Sitz, summte ein Liedchen vor mich hin und schlug mit meiner langen Peitsche leicht durch die Luft.

Da sah ich auf einmal neben den Pferden eine alte Frau. Sie bat mich weinend, doch mitfahren zu dürfen. Na, ich überlegte nicht lange, hielt an, und ließ die Bittende neben mir Platz nehmen, dann ging's wieder weiter.

Doch mein froher Mut war jetzt dahin, als die alte Frau neben mir saß. Ich weiß selbst nicht warum; es stieg in mir eine bange Ahnung auf, und allerlei Mutmaßungen gegen die Mitfahrende schossen mir durch den Sinn. Ja, mein Verdacht verstärkte sich noch, als ich zu bemerken glaubte, die Frau trage unter den Frauenkleidern Männerkleider. Da nahm ich mir fest vor, auf meiner Hut zu sein und keinen weiteren Wunsch der Alten zu erfüllen.

Wir waren denn auch noch gar nicht lange gefahren, als die Frau ihr Halstuch fallen ließ. Sie bat mich, die Pferde halten zu lassen und ihr doch das Tuch heraufzuholen, sie sei so alt und könne nicht mehr gut klettern. Da ließ ich die Pferde zwar halten, machte aber mit gekünstelter Ruhe die Frau aufmerksam, ich könne unmöglich die Zügel der Pferde aus der Hand lassen; also ich stieg nicht ab, obwohl das etwas hartherzig erscheinen mochte, aber ein innerer Drang, mein guter Engel, trieb mich hierzu. Da murrte nun die Frau etwas vor sich hin und stieg ab, um ihr Tuch zu holen.

Jetzt war es wieder mein Schutzengel, der mir eingab, die Rosse zur größten Eile anzutreiben. Kaum war die Alte unten, als ich mit der Peitsche laut knallte, und meine treuen Tiere griffen daraufhin weit aus, den Postwagen mit lautem Gepolter nach sich ziehend. Ich bückte mich hierbei tief nieder, und hinaus in die dunkle Nacht ging die Sturmesfahrt. Meine Vermutungen waren jedoch nicht ungerechtfertigt, denn die scheinbar alte Frau sandte mir mehrere — Kugeln nach. Jedoch traf glücklicherweise keine von ihnen in der Dunkelheit, sie pfiffen alle über meinen Kopf hin.

Völlig in Schweiß gebadet und in größter Aufregung traf ich dann mit Tagesgrauen in der Stadt ein, und dankte Gott, der mich so treulich beschützt hatte.

Belohnte Treue.

Es wird oft und zwar nicht mit Unrecht über untreue Dienstboten geklagt; daß es aber auch noch treue gibt, beweist folgende Geschichte, die sich zu Bern (Schweiz) ereignete. Daselbst teilten die Erben einer reichen Frau die Verlassenschaft und waren mit der Erbschaft sehr zufrieden. „Das ist noch nicht alles", sprach das Dienstmädchen der Verblichenen und führte die Erben in ihr eigenes Zimmer. Hier öffnete sie einen verborgenen Schrank, worin ihre verstorbene Frau aus Furcht vor Räubern ihr bares Geld versteckt hatte. Zum Erstaunen der Erben fanden sich hier 28 000 Schweizerfranken, meist in Gold, wovon niemand Kenntnis hatte, als die wackere Magd, die nun auch mit 2500 Franken sofort beschenkt wurde.

Solche Treue verdient belobt, aber wohl noch mehr nachgeahmt zu werden.